UNIVERSITÄT AUGSBURG
Universitätsbibliothek

OPEN ACCESS
OPUS AUGSBURG

„Hunde, wollt ihr ewig leben?”

Bernd Oberdorfer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Oberdorfer, Bernd. 2002. “„Hunde, wollt ihr ewig leben?”.” In *Leben: ökumenische Hochschulgottesdienste in Augsburg im Wintersemester 2001/02*, edited by Hanspeter Heinz, 15–23. Augsburg: Universitätsbibliothek Augsburg.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:
Deutsches Urheberrecht
Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/

Hunde, wollt ihr ewig leben?

„Kerls, wollt ihr denn ewig leben?" Wenn ein Oberbefehlshaber seinen aus der Schlacht fliehenden Soldaten dies zuruft, dann kann es in seinen Augen nur eine Antwort geben: „Nein, natürlich nicht!" Der Preußenkönig Friedrich der Große, von dem das Wort stammt[1] (die Fassung „Hunde, wollt ihr ewig leben?" entsprach seinem Sprachgebrauch übrigens kaum, sie entstand denn auch erst in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, als Titel eines deutschen Spielfilms über die Schlacht von Stalingrad[2]), Friedrich der Große also erhoffte sich davon gewiss eine motivierende Wirkung auf seine vor der Übermacht der Gegner zurückweichende Truppen. Übrigens erfolglos; die Schlacht bei Kolin am 18. Juni 1757 endete mit der ersten Niederlage des siegverwöhnten Kriegsherrn im von ihm angezettelten später sog. „Sieben-Jährigen Krieg". Ob das daran lag, dass der so geartete Versuch, die Leute anzufeuern, motivationspsychologisch vielleicht nicht ganz unanfechtbar ist? Dies muss uns hier nicht beschäftigen. Viel interessanter ist die Frage, wie der König überhaupt darauf kam anzunehmen, dass dieser Zuruf die Stimmung der Soldaten wenden könnte.

„Kerls, wollt ihr denn ewig leben?" Dieser gespielt entsetzte Ausruf ist natürlich pure Rhetorik. Es ist sinnlos, dass ihr davon lauft; denn sterben müsst ihr ohnehin – wenn nicht heute, dann morgen oder an irgend einem Tag in näherer oder fernerer Zukunft. Der Wunsch, ewig leben zu wollen, ist ungefähr so sinnvoll wie der, an mehreren Orten gleichzeitig physisch präsent sein zu können – es wäre vielleicht manchmal ganz praktisch, ist aber völlig unrealistisch. *Es ist eine infantile* Allmachtsphantasie. Endlichkeit gehört zur Signatur kreatürlicher Existenz, und wer das leugnet, macht sich Illusionen über sich selbst und die eigenen Seinsperspektiven. Wer bei rechtem Verstand ist, kann bei dieser Lage der Dinge wirklich nicht ernsthaft ewig leben *wollen.* Wenn das aber so ist, dann ist es *im Prinzip* völlig gleichgültig, ob meines Lebens Spanne heute oder erst in etlichen Jahrzehnten abgelaufen sein wird. Also, Kerls: Zurück in die Schlacht!

„Kerls, wollt ihr denn ewig leben?" Seien wir froh, dass der „Alte Fritz" kein besonders frommer Mann war. Denn sonst müssten wir damit rechnen, dass er seinen Zuruf auch ganz anders gemeint haben könnte. „Kerls, wollt ihr nicht ewig leben?" Das wäre dann eine Art Sirenengesang, um die Soldaten in den ‚Heldentod' zu locken. Die erwartete Antwort auf diese Frage könnte nur lauten: „Ja, natürlich will ich!" Der Preußenkönig stünde damit in einer langen Tradition, die auch nach ihm nicht abriss. Der selbst- und bedingungslose Einsatz fürs Vaterland sichert unvergänglichen Ruhm und ewiges Leben. „Dulce et decorum est pro patria mori", dichtete schon der Römer Horaz (Carmina 3,2,13), „süß und geziemend ist's, fürs Vaterland zu sterben", und Generationen von Gymnasiasten hatten diesen Satz staatstragend auszulegen, tunlichst in Zusammenhang mit dem Wort Jesu: „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde" (Joh 15,13). Was ist schon der irdische Tod angesichts der bevorstehenden himmlischen Herrlichkeit? Und ist nicht auch in dieser Perspektive die Frage, ob mein Leben früher oder später endet, *im Prinzip* völlig gleichgültig, wenn auf mich doch ein endloses, ewiges Leben in Glückseligkeit bei Gott wartet? Schreibt nicht Paulus: „Ich halte dafür, dass dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbart werden" (Rm 8,18)?

Es ehrt König Friedrich, dass er darauf verzichtet, die Vision himmlischer Glückseligkeit zu instrumentalisieren für seine höchst irdischen politisch-militärischen Ziele. Dass er es bei dem realistischen Hinweis auf die Endlichkeit der Lebenszeit belässt, mit der als Faktum sich jeder Mensch arrangieren muss, ob er nun an ein Jenseits glaubt oder nicht. Dies entspricht auch durchaus den sonstigen Überzeugungen Friedrichs. „Jeder soll nach seiner Façon selig werden" – solange er nur seine Untertanenpflichten erfüllt. „Räsonniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; nur gehorcht!" – diesen Satz Friedrichs hat Immanuel Kant in den höchsten Tönen gelobt[3] und gerade darin eine höchst aufgeklärte Haltung erkannt, weshalb er denn auch das „Zeitalter der Aufklärung" als „das Jahrhundert *Friederichs*" bezeichnet[4]. Die religiöse Hoffnung auf ein ewiges Leben erscheint in dieser Perspektive gewissermaßen als ein Überbauphänomen, als Ausdruck einer privaten

Weltanschauung, als individueller Versuch, mit dem harten Faktum der Endlichkeit der eigenen Existenz irgendwie fertig zu werden, und die Obrigkeit hat sich dafür nicht zu interessieren, solange aus einer solchen Hoffnung nicht irgendein sozial unerwünschtes Verhalten entsteht.

Nun müssen wir uns heute Abend nicht darauf beschränken, die als solche hoch respektable Perspektive eines aufgeklärten Politikers einzunehmen, der wir die kaum überschätzbare Errungenschaft der Religionsfreiheit verdanken. Wir können uns der religiösen Frage selbst zuwenden: Welchen Sinn hat es, auf ein ewiges Leben zu hoffen? Hat es überhaupt einen Sinn? Man könnte ja sagen: Die Hoffnung auf ein Jenseits verdirbt das Diesseits. Wer sein Vertrauen darauf setzt, dass nach dem Tod noch etwas kommt, entwertet das Leben vor dem Tod. Übersieht das Glück der Gegenwart, weil angeblich eine sehr viel glanzvollere Zukunft bevorsteht. Vertrödelt die unwiederholbare Intensität des Augenblicks, weil er meint, unendlich viel Zeit zu haben. Macht es sich leicht mit seiner ethischen Verantwortung, weil er sich und andere auf einen Ausgleich für die erlittene Not, auf ein besseres Leben im Jenseits vertrösten kann. Nicht umsonst wollte der Religionskritiker Ludwig Feuerbach im 19. Jahrhundert aus Anhängern des Jenseits Verehrer des Diesseits machen.

Ohne Zweifel hat das Christentum immer wieder Tendenzen zur Entwertung der irdischen Existenz im Namen des ewigen Lebens gefördert. Der große evangelische Theologe Friedrich Schleiermacher hat freilich schon am Ende des 18. Jahrhunderts darauf hingewiesen, dass die Güte von Gottes erster Schöpfung geleugnet wäre, wenn man die ganze Hoffnung auf eine endzeitliche Neuschöpfung setzen wollte.[5] Indes kann keine Rede davon sein, dass die christliche Tradition in jeder Hinsicht dem irdischen Leben im Namen des ewigen Lebens die Würde hätte rauben wollen. Die Aussicht, dass jeder Mensch sich dermaleinst vor Gott für das wird verantworten müssen, was er in diesem Leben getan hat, und dass dabei die endgültige Entscheidung über seine Existenz fallen wird, gibt dem irdischen Leben ja gerade eine ewige Bedeutung, eine Bedeutung für die Ewigkeit. Ausgerechnet die Aussicht

auf die Ewigkeit gibt der Zeit also ein besonderes Gewicht. Natürlich schließt das nicht aus, sondern ein, dass nicht die irdische Existenz als solche, sondern nur eine bestimmte Lebensführung in Ewigkeit Bestand hat, eine Lebensführung, zu der auch der Verzicht auf unmittelbare Bedürfnisbefriedigung gehören kann.

Allerdings war es derselbe Schleiermacher, der im Namen der Religion die Hoffnung auf individuelle Unsterblichkeit scharf kritisierte. „Was aber die Unsterblichkeit betrifft", schrieb er in seinen berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern"[6], „so kann ich nicht [ver]bergen, die Art, wie die meisten Menschen sie nehmen und ihre Sehnsucht darnach ist ganz irreligiös, dem Geist der Religion gerade zuwider. (...) sie (...) sträuben sich gegen das Unendliche, sie wollen nicht hinaus, sie wollen nichts sein als sie selbst, und sind ängstlich besorgt um ihre Individualität." Sie „wollen nicht einmal die einzige [= einzigartige] Gelegenheit ergreifen, die ihnen der Tod darbietet, um über [ihre] Menschheit hinauszukommen; sie sind bange wie sie sie mitnehmen werden jenseits dieser Welt und streben höchstens nach weiteren Augen und besseren Gliedmaßen." Hoffnung auf individuelle Unsterblichkeit ist also für Schleiermacher ein irreligiöser Egoismus, ist der Wunsch, sich festzuhalten, obwohl das Heil doch darin besteht, sich loszulassen, die „scharf abgeschnittnen Umriße unserer Persönlichkeit" zu erweitern und „sich allmählich (zu) verlieren" in die unendliche Fülle des Universums. Und Schleiermacher rät deshalb: „Versucht doch aus Liebe zum Universum Euer Leben aufzugeben. Strebt darnach schon hier Eure Individualität zu vernichten, und im Einen und Allen zu leben, strebt darnach mehr zu sein als Ihr selbst, damit Ihr wenig verliert, wenn Ihr Euch verliert", und er schließt mit dem emphatischen Ausruf: „Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in einem Augenblik, das ist die Unsterblichkeit der Religion."

„Kerls, wollt ihr denn ewig leben?" – folgen wir Schleiermacher, dann ist auf diese Frage eindeutig mit Nein zu antworten, jedenfalls wenn an eine wie auch immer geartete *zeitliche* Zukunft gedacht ist. Unser irdisches Leben können wir ohnehin nicht festhalten, und an der Hoffnung

auf eine möglicherweise perfektionierte Fortsetzung unserer Existenz im Jenseits sollen wir uns nicht festhalten, weil wir dadurch den Sinn der Religion verfehlen, die uns von uns selbst befreien und uns unseres Eingebundenseins in das Ganze der Wirklichkeit gewiss machen soll. Dieses Eingebundensein ist bereits in der Gegenwart unüberbietbar erfahrbar, und diese Erfahrung wird von dem Übergang aus dem Leben in den Tod überhaupt nicht tangiert. Wer so glaubt, kann mit Paulus sprechen: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch irgendeine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn" (Rm 8,38f).

Aber lassen sich die Hoffnungen auf ein ewiges Leben so ohne weiteres als egoistische Wünsche von Leuten denunzieren, die sich nicht abfinden wollen mit der Tatsache, dass es sie einmal nicht mehr geben wird, und die in der durchaus anfechtbaren Gewissheit leben, die Güte der Schöpfung müsse sich darin erweisen, dass sie in Ewigkeit nicht untergehen? Und ist eine sozusagen abgespeckte ‚Unsterblichkeit im Augenblick' tatsächlich alles, was wir guten Gewissens festhalten dürften von den vielfältigen Hoffnungen auf eine endgeschichtliche Vollendung, wie sie in der Menschheitsgeschichte in großer Buntheit und Disparatheit entwickelt worden sind? Ich meine: Nein. Es gehört zum Wesen des Menschen, dass er über seine Grenzen hinaus fragt. Und es gehört zur Würde des Menschen, dass er sich nicht abfindet mit den Unvollkommenheiten dieser Welt. Und es gehört zumindest zum christlichen Glauben das Vertrauen, dass Gott die Welt, die er geschaffen hat, nicht in all ihrer Erbärmlichkeit sich selbst überlässt, sondern sie ihrer Vollendung entgegen führt. Und warum sollte es uns Menschen verboten sein, Bilder der Vollendung zu entwerfen, Bilder, die antworten auf Erfahrungen des Mangels und des Leidens, Bilder aber auch, die Erfahrungen des Glücks und des Gelingens festhalten und dem Wunsch nach ihrem Dauern Ausdruck verleihen? Warum sollte es als solches schon Zeichen großer Frömmigkeit sein, wenn wir etwa den Schmerz über das durch den Tod abgerissene Gespräch mit unseren Nächsten einfach hinnehmen, ohne uns die Hoffnung auf ein Wiedersehen zu

erlauben? Und ist es wirklich Ausdruck höchsten Gottvertrauens, wenn wir uns abfinden mit der Ungerechtigkeit in einer Welt, in der es – wie schon die Psalmisten wussten[7] – den Frevlern und Egoisten häufig so ersichtlich gut geht, während der Anständige „täglich geplagt" ist? Kein Geringerer als Immanuel Kant hielt die Vorstellung, dass dies das letzte Wort sein könnte, für moralisch schlechterdings unerträglich. So gewiss es eine egoistisch-maßlose Gier nach Ewigkeit gibt, die nur auf gesteigerten Genuss aus ist, so gewiss gibt es einen Verzicht auf Vollendungshoffnung, der nur scheinbar fromm ist, in Wirklichkeit aber nur Resignation und Trägheit fromm bemäntelt. Lassen wir uns die Träume vom Gelingen nicht verbieten, weder vom empiristischen Realismus der Religionskritiker noch vom resignativen Realismus der Frommen – und auch nicht von den Dogmatikern eines neuzeitlichen Wirklichkeitsverständnisses, die genau wissen, was ein moderner Christ heute noch glauben darf und was nicht.

Natürlich gibt es da viel Wildwuchs. Die Versuchung ist groß, sich den „neuen Himmel und die neue Erde" so vorzustellen, dass dort alles, was wir hier als angenehm empfinden, noch viel angenehmer sein wird, während das Unangenehme fortfällt. Doch schon sobald wir uns fragen, ob wir noch dieselben Personen wären, wenn alles Unglück, das wir erlebt, alle Fehler, die wir gemacht, alle Anfechtungen, die wir durchlitten haben, aus unserer Biographie getilgt wären, wird das Fragwürdige eines derart klinisch reinen ewigen Lebens deutlich. In einer schönen Anekdote wird erzählt, wie der große Schweizer Theologe Karl Barth nach einem Gemeindevortrag von einer älteren frommen Dame gefragt wird: „Herr Professor, werden wir dermaleinst unsere Lieben wiedersehen?", und der „Herr Professor" antwortet: „Ja gewiss – aber auch die Anderen!" Andererseits erscheint die Vorstellung wenig attraktiv, dass uns auch im ewigen Leben das nachfolgen, ja verfolgen wird, was uns jetzt das Leben schwer macht. In einem wenig bekannten Theaterstück von Max Frisch namens „Triptychon" gibt es eine Szene[8], da begegnet in einer Art Hades ein Vater, der jung gestorben ist, seinem als Greis gestorbenen Sohn. Beide sind im Alter ihres Todeszeitpunkts, erkennen sich deshalb erst am gemeinsamen Namen. Sobald sie sich jedoch erkannt haben, fallen sie sofort in die vertrauten

Verhaltensmuster zurück: Der jugendliche Vater meint dem rüstigen Greis, der sein Sohn ist, das Angeln erklären zu müssen, aber immer in dem Gestus: „Du wirst es ja doch nie richtig lernen." Und der Sohn lässt sich das bieten. Im Tod bleibt alles gleich, es kommt nichts Neues hinzu, das ist die trostlose Botschaft. Es gibt kein neues, klärendes, versöhnendes Gespräch zwischen den Toten, das ein neues Licht auf die Geschichte ihrer Beziehung würfe. Sie wiederholen nur die alten Worte und Konstellationen. Schöne Aussichten ...

Versteht man angesichts dessen Schleiermachers höhnische Bemerkung über die, die sich selbst ins Jenseits mitnehmen wollen, nicht besser? Ich denke zwar, dass es essenziell zur christlichen Hoffnung gehört, dass ich mich im ewigen Leben als mich selber wissen werde (das ewige Leben ist kein Nirwana). Gewiss hat Schleiermacher aber zumindest in der Hinsicht Recht, dass es nicht in unserer Macht steht, ein vollständiges und in sich schlüssiges Bild der endzeitlichen Vollendung und unseres Seins darin zu entwerfen. Ewiges Leben ist in einem radikalen Sinn *geschenktes* Leben, und deswegen ist der erste Satz aller christlichen Eschatologie das Psalmwort (Ps 37,5): „Befiehl dem Herrn deine Wege; er wird's wohl machen!" Dennoch gehört es zu unserem Menschsein, Bilder der Vollendung zu imaginieren. Alle Ansätze zu einem solchen Bild müssen in irgend einer Form Kontinuität und Diskontinuität zum jetzigen Leben, Identität und Veränderung miteinander verbinden. Es muss etwas gleich bleiben, und es muss etwas anders werden, wenn auf der einen Seite das Verschwinden im gestaltlosen Nirwana, auf der anderen Seite die Frisch'sche Hölle des Immergleichen vermieden werden soll. Ich wage dafür einmal den Begriff: Ewiges Leben ist *versöhntes* Leben.

Nach christlicher Überzeugung ist die Hoffnung auf ewiges Leben in Botschaft, Wirken und Geschick *Jesu* verankert und verbürgt, und die Gestalt des ewigen Lebens ist in seiner Auferstehung vorabgebildet. Der Auferstandene ist derselbe, und doch ganz anders. Er lebt, und trägt doch die Wundmale seines Kreuzestodes. Das Kreuz ist Teil seines ewigen Lebens geworden, nicht im Sinne einer sadistisch-masochistischen Verewigung des Leidens, sondern zum Zeichen der ewigen Gül-

tigkeit seines Versöhnungswerkes – für uns, um unseretwillen, uns zugute. Ewiges Leben ist im Kern neues Leben in der Gemeinschaft des Auferstandenen, versöhntes Leben in der Gemeinschaft mit dem Versöhner, Leben, in dem das alte Leben im besten Sinne *aufgehoben* ist.

„Kerls, wollt ihr etwa ewig leben?" Der „Alte Fritz" bekam auf diese Frage übrigens eine wohlverdiente Antwort, die ihn schnell auf den Boden der Tatsachen zurück brachte. Die ihn beiläufig lehrte, dass es ein Leben *vor* dem Tod gibt, und dass es keineswegs gleichgültig ist, ob es ein gutes oder ein schlechtes Leben, ein kurzes oder ein langes Leben ist. Dass also die Spanne unserer irdischen Zeit ein eigenes Recht, eine eigene Würde hat. „Kerls, wollt ihr etwa ewig leben?" Trocken erwiderte einer der müde aus der Schlacht zurückkehrenden Soldaten: „Bei dem Sold ist's für heute genug!"[9] Dem ist nichts hinzuzufügen.

Prof. Dr. Bernd Oberdorfer
Evangelische Theologie mit Systematische Theologie, Universität Augsburg

---

Anmerkungen

[1] Vgl. Winfried Hofmann, „Flegels haben Wir genung im lande". Friedrich der Große in Zeugnissen, Berichten und Anekdoten, Frankfurt (M) / Berlin 1986, 168. Nach Duden, Bd. 12: Zitate und Aussprüche, Mannheim etc. 1998, 231, lautet das Wort sogar: „Ihr verdammten Kerls, wollt ihr denn ewig leben?"
[2] Vgl. Duden, Bd. 12, a.a.O., 230f. Der Film kam 1958 in die Kinos.
[3] Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (1784), in: ders., Werke in zehn Bänden, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 9, Darmstadt 1983, 53–61, hier: 55 und 61.
[4] A.a.O., 55.
[5] Vgl. Friedrich Schleiermacher, Über den Werth des Lebens, in: ders., Kritische Gesamtausgabe, Bd. I/1: Jugendschriften 1787–1796, hg. von Günter Meckenstock, Berlin / New York 1984, 421: „Alle ihre Freuden erklären sie nun für falsche Freuden und das Leben selbst für ein Thal

des Jammers und der Thränen und sie meinen noch, dass sie Gott einen Dienst damit thun, und sich selbst ein Loblied damit singen. Soll es das Lob des höchsten Wesens erhöhn, oder die Erwartung auf die künftige Welt, die wir von seiner schöpferischen Hand erwarten, spannen, und auf ihren Genuß vorbereiten, wenn alles erniedrigt wird, was hier anzutreffen ist? Wer glaubt wol einem Künstler bei einem Kenner einen Dienst damit zu leisten, wenn er ein schönes Werk desselben unwürdig herabsezt, bloß weil er hoft ein noch schöneres von ihm vorzeigen zu können?" Vgl. dazu Bernd Oberdorfer, Geselligkeit und Realisierung von Sittlichkeit. Die Theorieentwicklung Friedrich Schleiermachers bis 1799, Berlin / New York 1995, 358f.

[6] Die folgenden Zitate aus: Friedrich Schleiermacher, Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. 1. Aufl. Berlin 1799, 130–133. Zitiert nach: ders., Kritische Gesamtausgabe. Bd. I/: Schriften aus der Berliner Zeit 1796–1799, hg. von Günter Meckenstock, Berlin / New York 1984, 246f; Orthographie und Zeichensetzung im Original.

[7] Vgl. etwa Ps 73.

[8] Vgl. Max Frisch, Triptychon. Drei szenische Bilder, Frankfurt (M) 1981, 31–100: Das zweite Bild.

[9] Wörtlich: „Für dreizehn Pfennig wars für heute genug!" (Hofmann, Flegels, a.a.O., 168).